

Kriegserlebnisse von Tegernheimern von zu Hause und von der Front

von Manfred Käufel

MAX SALHOFER

Max Salhofer, geboren 1931 in der heutigen Wiedmannstraße, erlebte als 12 – 13-Jähriger die Bombenangriffe auf Tegernheim.

Schon als 10-jähriger Schulbub musste er damals während der Kriegsjahre 1941 und dann auch die weiteren Jahre bis 1945 im kleinen elterlichen Anwesen in der heutigen Wiedmannstraße seinen in den Krieg eingezogenen Vater bei der Feldarbeit vertreten. Oft war er, die Schule schwänzend, mit den Ochsen auf dem Feld unterwegs, um die notwendigen Arbeiten zu verrichten. Als die Zeit der Fliegerangriffe kam, zwischen 1943 und 1944, wurde auch die Feldarbeit gefährlich. Tiefflieger schossen auf alles, was sich bewegte. „Wenn i mit de Ochs'n unterwegs war, hab' i mi allaweil glei um a Loch umg'schaut, wou i eispringa hab' kenna, wenn a so a Flieger kemma is“ erzählt Max Salhofer heute lächelnd. Überhaupt hört er gar nicht mehr zum Erzählen auf, wenn es um seine Kriegserlebnisse geht. Wie ein Wasserfall plätschern sie heraus, die Ereignisse dieser Zeit. Wenn es Fliegeralarm gab und durch das Radio verkündete wurde, „Flugzeuge aus Kärnten, Steiermark im Anflug“, so wussten er und die Zurückgebliebenen: „Abhaua“ in eine Luftschutzeinrichtung oder weg Richtung Spatwerk bei Sulzbach.

Der Bunker beim Tegernheimer Keller, offizielle Luftschutzeinrichtung für Schwabelweis und Tegernheim mit einem Fassungsvermögen von ca. 400 Personen, hatte dennoch beim inzwischen schon 13-jährigen Max Salhofer nicht den nötigen Stellenwert. In diesem Bunker war die Luft schlecht, „wenn de mit eanane Säureanzüg' kemma san“. Er meint damit Betriebsangehörige der damaligen Holzverzuckerung. Diese Fabrik galt als Wehrmachtzuliefererbetrieb und war damit Bombenziel für die Alliierten.



Damals wurde vor allem den Kindern viel Schlimmes in ihrer Erlebniswelt zugemutet. So erzählt Max Salhofer, dass ihn zwar die niedergehenden Bomben auf seinem Anwesen und in der unmittelbaren Nachbarschaft sehr beeindruckten, er aber gar nicht mitbekam, dass 500 Meter weiter südlich vor der Kirche auch Bomben fielen. „Des war ma wurscht, was da drent war“, konnte er dazu nur bemerken. Während er bei diesem Bombenangriff in der Nähe vom „Federlbauer“ in einem Graben Schutz suchte, war seine Mutter im „Rannakeller“ und wurde von der Nachbarin, der „Zahnwehin“(Frau Zahnweh), fünf Mi-

nuten vor dem Bombenabwurf gebeten, zu ihr hinüberzukommen. Das rettete ihr damals das Leben.

ALBERT SCHMID

Albert Schmid, geboren 1925, heute wohnhaft in der Hauptstraße 93, wurde bereits als 18-Jähriger im Jahre 1943 zum Reichsarbeitsdienst einberufen und musste kurz darauf nach Frankreich, um in der Nähe von Montpellier Stacheldrahtzäune zu ziehen.

Nach einer weiteren militärischen Ausbildung in Deutschland bekam seine Panzereinheit den Stellungsbefehl nach Italien in die Gegend von Livorno, Pisa und Carrara zum Partisanenkampf. Hier erinnert er sich an einen Überfall auf seine Einheit in einer engen Schlucht. Tagelang sei es in dieser Gegend äußerst ruhig, ja trügerisch ruhig gewesen.

Eines Tages im Morgengrauen krachte es aus allen Richtungen. „I hab’ me in am Loch verkrocha, des war a Viechstall, aber da war koa Viech drin. Und dann war’s wieder ruhig. Und da bin i drinblieb, bis d’Nacht da war; und na hab i mi freig’macht. I hab koan mehr von meine Kamerad’n g’sehn.“ Später stellte sich heraus, dass nur er und noch ein weiteres Mitglied seiner Truppe die Überlebenden von 18 Mitgliedern waren. Bei den 16 toten Kameraden, die von den Partisanen „massakriert und verstümmelt“ wurden, musste Albert Schmid dann eine ganze Nacht Totenwache halten. Für einen 18-jährigen Soldaten waren solche Erlebnisse sicher prägend und unvergessen.

Nach diesem Erlebnis „hab’ i a weiteres schlimmes Erlebnis g’habt und zwar auf dem Monte Bolla bei Carrara, einem kahlen Hügel“. Er musste zusammen mit seinen Kameraden, über diesen kahlen Hügel marschieren, mit einer Munitionskiste für das Maschinengewehr. Doch da drängte ihn das nur all zu menschliche Bedürfnis auszutreten. Die anderen Kameraden hatten bereits die Kuppe des Monte Bolla überquert. Er versuchte dann wieder Anschluss an seine Kameraden zu finden, allein über diesen kahlen Hügel. Plötzlich hörte er Maschinengewehrsal-

ven, die Querschläger zischten neben ihm vorbei auf den Boden, der Tarnanzug wurde durchlöchert, seine Beine begannen zu bluten. „de ham mindestens 50 Schuss' auf mi abgeb'n. Aber i hab's g'schafft“. Seine Kameraden warteten bereits hinter der Bergkuppe auf ihn. Ein weiteres Mal hatte er es geschafft, lebendig davon zu kommen.



Nach weiteren Panzereinsätzen gegen die Russen in Rumänien und zuletzt in Ungarn wusste seine Einheit überhaupt nicht, wo man sich genau befand. Die Truppe erfuhr nur von Siegesmeldungen. „In Wirklichkeit war'n ma auf'm Rückzug.“ Das dauerte bis zum 5. Mai 1945. Von Österreich aus machte er sich dann mit seinem Kameraden Bernhard zu Fuß auf den Weg über die Berge Richtung Heimat. Unterwegs stürzte er ab, wurde von seinem Kameraden gerettet und wachte dann nach ein paar Tagen in einem Bett eines Bergbauern auf. Die Bewohner und sein Begleiter Bernhard pflegten ihn wieder gesund. An dieser Stelle seiner Erzählungen drängte es ihn zu der

Bemerkung: „I hab' scho so viel Glück g'habt in meinem Leb'n, des konn i keinem Mensch'n sag'n.“ Nach seiner Genesung zog er dann wieder weiter Richtung bayerische Grenze. Nach etwa fünf Wochen kam er in Bad Aibling an, wo natürlich die Amerikaner schon auf ihn warteten. Er wanderte in die Gefangenschaft, wurde an die Franzosen ausgeliefert und kam, bis auf 47 kg Gewicht abgemagert, am 24. September 1948 nach Hause. Nur so viel bemerkte er zu den drei Jahren Gefangenschaft: „Was i da in der französischen G'fangenschaft erlebt hab', des stellt alle Erlebnisse vom Krieg in den Schatt'n.“ Immer wieder kommt es vor, so Albert Schmid, dass er davon noch heute träumt.

Als 23-Jährigem war es ihm dann endlich vergönnt - wie vielen anderen - sein Leben in der Nachkriegszeit zu ordnen und mit dem Erlebten fertig zu werden.

BERTA PLETZ

Die 85-jährige Frau Berta Pletz, geborene Rieger, wohnhaft in der Hauptstraße, erinnert sich noch, als wäre es erst gestern gewesen, an den 9. Dezember 1944.

Sie war gerade bei Lehrer Pröpstl in der Schule nahe der Kirche, wo sie ein Praktikum für den späteren Einsatz als Lehrerin machte, als es um 11 Uhr einen Voralarm und um 11.30 Uhr den Hauptalarm für Fliegerangriffe gab. Sie eilte zu ihrem Elternhaus, dem Riegerhaus in der heutigen Ringstraße. Von dort erkannte sie über dem Kalkwerk sogenannte Christbäume, also Leuchtzeichen, die damals zweifelsfrei auf ein Bombardement hinwiesen. Berta Rieger erinnert sich, dass sie die Martha Pletz, ihre beste Freundin besuchen wollte. Sie wohnte in der Hauptstraße und sie hatte schon in München, wo sie gemeinsam ausgebildet wurden, immer so große Angst vor den Bombenangriffen im Krieg. „De Martha wird se fürcht'n, i muaß zu ihr außeschau“. Diesen Entschluss fasste sie, bevor der Angriff begann. Sie sagte zu ihrer Schwester: „I fahr etza zu der Martha auß, weil i ihr versprocha hab', dass i kimm, wenn a Alarm is.“ Ihre Schwester Ottilie schreit ihr nach: „Zu der Martha

fahrst net auß, da kimmst allaweil nimmer hoam.“ Also blieb Berta im Elternhaus. Die Nachbarn der Familie Rieger quartierten sich daraufhin allesamt im dortigen Keller ein, er war nicht wie die anderen mit Grundwasser unterspült. Kurz darauf fielen die ersten Bomben. „D’Haustür hat’s in Gang einag’schleudert und die Tür und da Schutt is auf die Kellertür, des war a Falltür, d’raufg’stürzt.“ Da schreit die Ottilie, die Schwester von Berta Pletz, damals Rieger: „Mir san verschütt!“ „Na, mir san net verschütt“, schreit die Schwester zurück. Und dann gelingt es ihnen auch, sich zu befreien und den Keller zu verlassen. Dann erkennt Ottilie: „Beim Beutl is da ganze Stadl weg!“ (das war etwa 50 m entfernt). Nach dem Angriff aber wollte sie der besten Freundin die Angst nehmen. Vorbei an riesigen Schuttbergen machte sie sich sofort auf den Weg zur Hauptstraße. Frau Pletz weiter: „An der Hauptstraße seh i von dem Haus nix mehr, i hab’ g’moant, mi trifft da Schlag. Hoffentlich is d’Martha in der Schul’.“ Sie praktizierte in Regensburg in der Klarenangerschule. Da kam die Nachbarin Frau Pröbstl auf die Straße und erzählte Berta Rieger, „de Martha is heut net in d’Schul g’fahr’n, de hat a Frau ens Haus einelass’n, des war de Frau Hartung von Schwabelweis, de san „dahoam.“ Jetzt war klar, es hat viele Tote gegeben. An diesem Tag starben im Pletzhaus sieben Menschen.

Berta Rieger sah sich jetzt verpflichtet, Herrn Pletz, der in der fürstlichen Verwaltung in Regensburg arbeitete, nach Regensburg entgegen zu eilen und ihn auf die schreckliche Nachricht vom Tod seiner Frau und seiner Tochter vorzubereiten. In Regensburg versäumten sie sich und Berta Rieger traf Herrn Pletz erst in Tegernheim. Schnell ahnte er, als er Berta auf ihn zueilen sah, was geschehen war. Wie sie es wohl Herrn Pletz sagen solle? Weinend fiel er Frau Rieger in die Arme, als es gewiss war, was der Bombentreffer angerichtet hatte. Noch am selben Nachmittag gegen 16 Uhr fand man dann die sieben Leichen unter den Trümmern, nahezu unverletzt. Der Druck durch die Bombe, so die Ärzte, habe sie getötet.

Frau Berta Rieger und ihre Angehörigen kümmerten sich fortan um Herrn Pletz und gewährten ihm Obdach.

Der damals zuständige NS-Kreisleiter aus Regensburg hatte, nachdem er die Unglücksstelle besichtigt und unter den Trümmern im Kellergeschoss Kartoffeln entdeckt hatte, Folgendes festgestellt: „Da sind ja noch Kartoffeln im Keller, ein kostbares Volksgut!“



Eine notdürftige Trauerfeier mit den sieben Särgen, bei der sich die Angehörigen und die Tegernheimer von den Toten verabschieden konnten, musste wegen eines fehlenden Leichenhauses und der stark beschädigten Kirche in das ebenfalls beschädigte Schulhaus verlegt werden.

Einige Tage nach diesem Angriff, der der damaligen Holzverzuckerung, einem Nachschubbetrieb für deutsche Soldaten, galt - später waren hier das Maizenawerk und die von-Heyden-Chemie angesiedelt – brachte ein deutschsprachiger Sender in Prag die Meldung, wie sich Frau Pletz genau erinnern kann: „Ein V-Werk im Osten von Regensburg konzentrisch bombardiert!“ Kommentar von Berta Pletz: „Des san mir g'wesn.“

Die Tegernheimer mussten dann nochmals am 5. Februar 1945 eine Bombardierung, die dem Kalkwerk Funk galt, über

sich ergehen lassen. In Tegernheim gab es kaum noch jemanden, der sich in den Häusern aufhielt. Nahezu alle Bürger verließen ihre Unterkünfte und suchten in anderen Orten bzw. in den Luftschutzeinrichtungen Tegernheimer Felsenkeller oder im Spatwerk bei Sulzbach Schutz.

Normalität im Leben der Tegernheimer kehrte erst mit dem Einmarsch der amerikanischen Truppen, die den Ort in den letzten Apriltagen über die Adlerseige von Norden her erreichten, ein. Damals signalisierte der amtierende Bürgermeister Nötzl, vielen noch bekannt als fürstlicher Förster, zusammen mit der Pfarrei den amerikanischen Truppen durch eine weiße Fahne ihre Bereitschaft zur kampflosen Übergabe von Tegernheim.

Das Schlimmste war überstanden, aber die Erinnerungen daran haben sich ins Gedächtnis geschrieben.